

Hans Steinacker

Peter Wimsey – Ein Lord braucht seinen Mord

Zum 100. Geburtstag von Dorothy L. Sayers

Man mag es ihrem noch ins vergangene Jahrhundert reichenden Geburtstag am 13. Juni 1893 nicht anmerken: Die schreibgewandte und eloquente Tochter eines anglikanischen Pfarrers und renommierten Oxforder Schuldirektors wirkt mit ihren vielseitigen literarischen Evergreens bis in unsere Tage immer noch faszinierend blutjung und erfrischend. Nicht nur ihre anspruchsvollen Krimis, in denen Lord Peter Wimsey souverän-salopp die Schurken und Schelme entlarvt, sondern auch ihre geistlichen Dramen und theologischen Essays sind verblüffend aktuell und plausibel, als wäre Theologie in der Tat eine Angelegenheit für den mühevollen Alltag und weniger für die harten Kirchenbänke des Sonntags, was die sogenannte Wissenschaft von Gott im tiefsten Sinn ja auch ist.

Immerhin erhielt das schreibende Vielfachtalent 1950 die literarische Ehrendoktorwürde der Universität von Durham, und kein Geringerer als Karl Barth (seines 25. Todestags wird am 10. Dezember 1993 gedacht) vertiefte sich gern zum Eindringen in die englische Sprache in die Geschichten des ästhetisch-aristokratischen Amateurdetektivs. In seinem Brief bekennt Barth freimütig der Autorin: „Ich hatte das Vergnügen der Bekanntschaft mit Ihren schriftstellerischen Werken zunächst Ihren Kriminalromanen zu verdanken, die ich, wie ich Ihnen bei diesem Anlaß gerne gestehe, mit ganz besonderer Anteilnahme und Bewunderung gelesen habe... Und Lord Peter Wimsey hat das Herz so auf dem rechten Fleck!“

Das weiträumige Pfarrhaus mit väterlichem Lateinunterricht und den unvermeidlichen Gouvernanten war nicht nur die häusliche Operationsbasis für ihr ungestümes Temperament, sondern auch vielseitige Prägestätte für mannigfache geistig-kulturelle Ambitionen wie Französisch, Latein und Deutsch, aber auch Geige und Gesang. Erst mit 16 Jahren besuchte sie eine Schule, und sogar dieser Start wurde noch durch Windpocken sowie eine schwere Masernerkrankung mit paralleler Lungenentzündung verzögert und behindert und später durch einen Nervenzusammenbruch vorzeitig beendet.

Und dennoch: Nach einem brillanten Examen und dem begehrten Gilchrist-Stipendium für moderne Sprachen begann sie 1912 in Oxford, dem literarischen Zentrum der weltbekannten „Inklings“ (Tintenkleckser, mit C. S. Lewis, J. R. R. Tolkien, Charles Williams u. a.), ihr Sprachstudium, als weibliche Studierende noch nicht einen akademischen Grad erwerben durften. Erst 1920 brachen die Dämme,

und D. L. S. war eine der ersten 524 Absolventen, denen im gleichen Jahr ein Titel verliehen wurde. Die Mitgliedschaft in einem Bachchor, Tee-Parties und Gründung eines literarischen Clubs zeugen von der umtriebigen Studentin. Nach einem glänzenden Examen 1915 in mittelalterlicher Literatur versuchte sie sich kurz als Lehrerin, um 1917 in einem Verlag eine Lektorenstelle anzutreten und ihren literarischen Neigungen zu entsprechen, die sie schon in Gedichten für ihre Freunde und Beiträgen in Studentenzeitschriften hatte erkennen lassen.

Es war der Eintritt in die Londoner Literaturszene mit Veröffentlichungen in angesehenen Anthologien. Und doch sollte noch eine zehnjährige Zwischenstation als Texterin in der bekannten Werbeagentur von S. H. Benson erfolgen, um sich handwerklich anzueignen, wie man Fakten findet und recherchiert, auf den Punkt gebrachte Prosa formuliert und dabei auch das leidliche Einhalten von Terminen lernt. In ihrem Roman „Mord braucht Reklame“ (Murder Must Advertise, 1933) läßt sie Inspektor Parker angesichts der werblichen Verführungsmechanismen die Einsicht äußern, daß „Werbeleute auch nur Rauschgifthändler sind“, und Lord Wimsey versteigt sich sogar zu der gesellschaftskritischen Feststellung eines konsumfördernden Materialismus dazu, „diesen Teufelstanz von Ausgeben und Sparen und Sparen und Ausgeben“ zu rügen. Eine eigene Wohnung, ein extravagantes Outfit und das Finden des Verlegers Fisher Unwin für ihren ersten Roman „Ein Toter zuwenig“ waren sichtbare Zeichen ihres beginnenden Erfolgs.

Nur zur Abrundung unseres Autorenporträts sei vermerkt, daß sie 1926 den Journalisten Arthur MacFleming heiratete, der Werbeagent für die Firma Daimler gewesen und im Lauf seines Lebens neben Zeitungsartikeln zwar einige Kochbücher verfaßt hat, aber doch seiner imposanten und dominierenden Ehefrau nicht ebenbürtig war, um eine glückliche Partnerschaft für beide aufbauen zu können.

Ihre Biographie und ihr Werk sind zu facettenreich, um in einer Geburtstagswürdigung eingefangen und vorgeführt zu werden. „Im Falle von Dorothy L. Sayers gilt es, ein Leben zu beschreiben, aus dem man gut vier oder fünf Leben hätte machen können.“ So der Mainzer Anglist Manfred Siebald, der es in einer stattlich dokumentierten und lesbaren Biographie¹ unternommen hat, das Leben und Werden der großen Erzählerin mit ihren Launen und Leidenschaften nachzuzeichnen und damit dem neugierigen Leser auch einen Blick, sozusagen über ihre Schulter, in die chaotisch anmutende, mit großen Mengen von Büchern, in denen Fasanenfedern als Lesezeichen steckten, Papierstapeln und von Katzen mitbewohnte Schreibwerkstatt zu gewähren; die Schreiblust machte sogar vor der Badewanne, vor der sich ein Lesepult befand, nicht halt. Es hieße aber die formulierungsstarke und auch zu resoluten Äußerungen neigende Dame mißzuverstehen, sie ausschließlich in solch einem Elfenbeinturm zu vermuten.

Im konkreten Fall bestieg sie auch mutig das Rednerpult, etwa als sie Ende Oktober 1954 dem rüden Machwerk der liberalen Humanistin Kathleen Nott „The Emperor's Clothes“ öffentlich entgegentrat. Darin hatte sie nicht nur D. L. S.

auf die Feder genommen, sondern auch geschätzten Autoren wie den Nobelpreisträger T. S. Eliot (Mord im Dom u. a.), Graham Greene (Die Kraft und die Herrlichkeit u. a.), C. S. Lewis (Die Bücher von Narnia u. a.) böseartig deren Annahme attackiert, daß es für den denkenden Menschen zwei Wahrheiten gebe: eine theologische und eine wissenschaftliche. Von den Angegriffenen zunächst ignoriert, wurde dieser fundamentale Streit noch bis 1983 in Gazetten und Büchern ausgetragen und fand sogar einen Niederschlag bis nach Deutschland². Es sei dahingestellt, ob es an den flammenden Kohlen des Streitpunkts oder am Feuer der Apologetin lag, die sich auch nicht scheute, die feine satirische Zeitschrift „Punch“ mit Aufsätzen zu beliefern und es nie unterließ, dabei in ihrem Namen die Initiale L. zu unterschlagen, die ausdrückte, daß einst ein Großonkel ihrer Mutter, Percival Leigh, einer der Gründungsväter dieses geachteten Magazins war.

Die Grand Old Lady des literarischen Krimis

Kommen wir endlich zu Lord Peter Wimsey, dem scharfzüngigen und mondänen Amateurdetektiv, dessen Ambitionen und Bildung nicht nur durch eine profunde Kenntnis edler Weine und kostbarer Folianten ausgewiesen sind. Wenn dieser schrullige „Paradiesvogel“ der Kriminalistik nicht durch spektakuläre Fälle beschäftigt ist, fahndet er in Auktionskatalogen nach kostbaren Erstausgaben verschollener Werke und vertraut sogar seinem Butler Bunter, im Verhinderungsfall beliebte bibliophile Raritäten zielstrebig für ihn zu ersteigern.

1923 (diese Jahreszahl mag sogleich auf den 70. Geburtstag unserer adligen Romanfigur hinweisen) erschien „Ein Toter zuwenig“ (Whose Body?), in dem Lord Peter Wimsey debütiert und sozusagen als „Markenzeichen“ der Autorin eingeführt wird und eine Reihe von mindestens 17 Romanen und Anthologien eröffnet, die zu den Klassikern der modernen Krimiliteratur zählen. Das Impressum der letzten Rowohlt-Auflage vom Februar 1992 verkündet lapidar: 70.–74. Tausend, nachdem die vorausgegangene Scherz-Ausgabe mit dem plumpen Titel „Der Tote in der Badewanne“ und in anderer Übersetzung, auflagenmäßig nicht recherchierbar, ebenfalls unzählige deutschsprachige Leser gefunden hat.

Es geht in unserem speziellen Fall – der Waschzettel spricht von einem „Glanzstück der Romanliteratur“ – um eine Leiche, die „unjahreszeitgemäß nur mit einem Kneifer bekleidet“ in der Badewanne eines spießigen Zeitgenossen vorgefunden wird. Die Frage nach der „Identität ohne Körper“ oder dem „Körper ohne Identität“, also die Identität zweier Menschen schlechthin, gerät zu einem dramatischen und spannungsreichen Ratespiel („Der eine Hase hat kein Woher, der andere kein Wohin“), das mit englischem Understatement endlich seine verblüffende Lösung findet. Mitfühlend sagt der adlige Spürhund dem Finder der Leiche am frühen Morgen: „Es muß wirklich sehr bedrückend für Sie gewesen sein, vor al-

lem, wenn so etwas vor dem Frühstück passiert. Ich hasse Unannehmlichkeiten vor dem Frühstück. Da trifft es einen genau im falschen Augenblick, nicht wahr?“ Und Menschenkenntnis verrät unser Held, wenn er lapidar feststellt, daß „je ehrlicher man zu den Leuten ist, desto leichter kann man sie täuschen; so ungewohnt sind der modernen Welt die offene Hand und das arglose Herz“.

Nicht wie bei Dostojewskijs Gestalten sind Schuld und Sühne Handlungsmaximen des Lords, sondern eher snobistische Neugier und unbekümmert-draufgängerische Exaltiertheit. Anders sein Freund Inspektor Parker, der pragmatisch zu seinem Beruf fand, aber zum Ausgleich sich mit einem zeitgenössischen Kommentar zum Brief des Paulus an die Galater oder einem Werk des Kirchenvaters Origenes entspannt und dadurch dem Lord mit einer differenzierten Einstellung zu Gut und Böse entgegentreten kann: „Wenn du eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft hast, etwa dergestalt, daß du die Wahrheit über einen Mord ergründen sollst, mußt du das auf die Art tun, die sich gerade anbietet. Du möchtest anmutig und gelassen sein? Gut, wenn du auf diese Weise an die Wahrheit herankommst, aber die Anmut und Gelassenheit hat keinen Wert an sich. Du möchtest würdevoll und konsequent aussehen – aber was hat das damit zu tun? Du möchtest einen Mörder rein um des Sports willen zur Strecke bringen und ihm dann die Hand geben und sagen: ‚Gut gespielt – Pech gehabt – du bekommst morgen Revanche!‘ Aber so geht das eben nicht. Das Leben ist kein Fußballspiel. Du möchtest ein Sportsmann sein. Du kannst aber kein Sportsmann sein. Du bist ein Mensch mit Verantwortung.“ „Ich finde, du solltest nicht soviel Theologie lesen“, sagte Lord Peter. „Das hat eine brutalisierende Wirkung.“

Aber auch der andere Gesichtspunkt des Krimis wird argumentativ entfaltet, so wie Dostojewskij es an Raskolnikoff (der „Losgelöste, Abgespaltene“) exemplarisch demonstriert: Wenn es die letzte Instanz, Gott, nicht gibt, ist alles erlaubt, und verantwortungslos zu denken und zu handeln ist dann konsequent, wie es der Hauptschurke in unserem Roman, Sir Julian Frekes, in seinen „Physiologischen Grundlagen des Gewissens“ als eingängige Handlungsanweisung für ethisch defekte, von Gott unbewohnte Untermenschen und solche, die es werden wollen, forsch auf den Punkt bringt: „Das Wissen um Gut und Böse ist ein bekanntes Phänomen, zusammenhängend mit einer bestimmten Verfassung der Gehirnzellen und behebbar.“ Das ist so ein Satz; und dann wieder: „Das Gewissen des Menschen läßt sich im Grunde mit dem Stachel der Biene vergleichen, der alles andere als dem Wohl seiner Besitzerin dient und nicht ein einziges Mal seine Aufgabe erfüllen kann, ohne ihren Tod herbeizuführen. Sein Überlebenswert ist somit rein sozial; und sollte die Menschheit sich aus der jetzigen Phase ihrer sozialen Entwicklung zu einer Stufe größeren Individualismus weiterbewegen, wie einige unserer Philosophen bereits geäußert haben, so könnten wir davon ausgehen, daß dieses interessante geistige Phänomen nicht weiter in Erscheinung treten würde, wie die Nerven und Muskeln, die einst unsere Ohren und Kopfhaut bewegten, inzwi-

schen bei allen Menschen, außer ein paar rückständigen Individuen, verkümmert und nur noch für den Physiologen von Interesse sind.“

Aber ist das menschliche Gewissen nur „so eine Art Wurmfortsatz“? D. L. S. gehört mit Agatha Christie und P. D. James zum großen Dreigestirn der englischen Kriminalliteratur und stellt ihren Lord Peter in gutnachbarschaftliche Nähe zu G. K. Chestertons Pater Brown³, der gleichfalls Scotland Yard so blamabel in den Schatten zu stellen weiß, weil er unbefangen die Bibel liest und somit folgerichtig die Motive der Täter zu dechiffrieren vermag; die beamteten Profis kennen zwar ihre Schulmanuale, nicht aber das unerlöst-sündige Menschenherz.

Während Pater Brown aber als Christ agiert, läßt sich aus Lord Peters Handlungsweise ablesen, daß er sich dem christlichen Glauben gegenüber eher zurückhaltend verhält: „Er ist, was er ist, ich will keine irrelevanten Wunder für ihn wirken, weder zu Propagandazwecken noch um Gunst zu erhaschen oder die Logik meiner eigenen Prinzipien zu erhärten. Er hat sein eigenes Daseinsrecht und ist nicht da, um Ihnen zu gefallen. Hände weg!“ So warnt die Autorin die enttäuschten Frommen vor dem Mißbrauch des Ästhetischen zugunsten des Missionarischen. „Ich bedaure, ich kann es nicht ändern“, sagt sie ironisch in „Homo Creator“ über das ausgebliebene Bekehrungserlebnis des Lords.

Nicht über die vom Leser geliebte Hauptperson, sondern über Handlungsabläufe, nicht über belehrend-langweilige Passagen, sondern über verblüffende Episoden wird der Leser animiert, über Schuld und Sühne, Tod und Leben, Sinn und Unsinn von Maßstäben und Motiven nachzudenken. Die aalglatte Gängelung erzürne den Leser und mache ihn zum Propagandaobjekt: „Deshalb ist es für jedermann – selbst für die Kirchen – gefährlich, Künstler dazu zu drängen, daß sie Kunstwerke mit der ausdrücklichen Absicht herstellen, ‚den Leuten etwas Gutes zu tun‘. Laßt sie unter allen Umständen Künstler dazu ermutigen, ihre eigene christliche Erfahrung auszudrücken und sie an andere weiterzugeben. Das genau sagt der wahre Künstler: ‚Schau her! Erkenne deine Erfahrung in meiner eigenen wieder.‘ Aber ‚erbauliche Kunst‘ kann sehr oft das beinhalten, was der Pseudo-Künstler auf unredliche Weise sagt: ‚Dies mußt du glauben und fühlen und tun – und ich beabsichtige, dich in einen Bewußtseinszustand zu versetzen, in dem du glaubst und fühlst und tust, was sich für dich gehört.‘“

Dramatisierte Geschichte – gedeutete Gegenwart

Auch wenn wir nicht erst seit Bertolt Brecht wissen, daß Theater zum agitatorischen Aufschrei und „missionarischen“ Appell verzweckt werden mag, so hält D. L. S. ihr ehrliches Statement durch, daß Dramatiker keine Evangelisten sind. Und doch: Der ehrwürdige Bischof von Winchester hat eines ihrer dramatischen Werke als den „größten evangelistischen Aufruf des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet.

Davon muß noch die Rede sein, aber nicht ohne die erfolgreichen Komödien „Busman's Honeymoon“ (1936) und „Love All“ (1940) mit den verblüffenden Irrungen und Wirrungen der liebenden Akteure zu erwähnen. Nur so „zum Spaß“ geschrieben, zeugen sie von einer literarischen Brillanz, die Kriminalromane, anspruchsvolle Essays, beachtliche Übersetzungen zu produzieren imstande war und auf Anregung von Charles Williams in großangelegten geistlichen Dramen die Tradition der mittelalterlichen geistlichen Mysterienspiele für unsere moderne Gegenwart zu neuem Leben zu erwecken vermochte.

Für das alljährliche Canterbury-Festival schrieb sie 1937 „Zeal of Thy House“ (Psalm 69,10: „Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt“) – 1935 hatte T. S. Eliot dafür „Mord im Dom“ geschaffen –, in dem sie an dem Franzosen William von Sens, Architekt und Baumeister der Kathedrale, die Versessen- und Besessenheit in die eigene Arbeit und die Verliebtheit in das geschaffene Werk als Zeichen des todbringenden Stolzes darstellt, der ihn seiner handwerklich-gestalterischen Berufung, am Haus Gottes mitzuarbeiten, entfremdet, ja, sie letztlich sogar gefährdet.

1939 wurde beim Canterbury-Festival „The Devil to Pay“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Die berühmte Geschichte von Johannes Faustus, dem Zauberer von Wittenberg in Deutschland; wie er seine unsterbliche Seele an den Feind der Menschheit verkaufte und wie Mephistopheles ihm 24 Jahre diente und wie er Helena von Troja als Buhle errang, mit vielen anderen Wundern; und wie Gott schließlich an ihm handelte. Ein Bühnenstück“ aufgeführt. Das aus dem mittelalterlichen Volksbuch entlehnte Faustthema veranlaßte sie, bei Christopher Marlowe und Johann Wolfgang Goethe zu studieren und zu recherchieren, auch wenn ihr eigenes Werk als ein kritisches Gemälde der englischen Gesellschaft der 30er Jahre modern angelegt war. D. L. S. war nicht der Meinung, „daß die gegenwärtige Generation des englischen Volkes vor dem leidenschaftlichen Trachten nach Wissen um des Wissens willen gewarnt werden muß: das ist nicht unser Gewohnheitslaster. Wenn ich mit heutigen Augen auf diese sagenhafte Figur des Mannes schaue, der seine Seele verschacherte, sehe ich in ihm den Typ des impulsiven Reformers, überempfindlich gegenüber dem Leid, ungeduldig den Tatsachen gegenüber und erpicht darauf, die Welt durch einen plötzlichen Umsturz in Ordnung zu bringen, aus eigener Kraft und ohne Rücksicht auf die unausweichliche Natur der Dinge. Wenn er herausfindet, daß das nicht zu schaffen ist, packt ihn die Verzweiflung (oder, wie man heute sagt, der ‚Defätismus‘), und er ergreift die Flucht in die Einbildung. – Seine Flucht nimmt eine heutzutage sehr verbreitete Form an: es ist die Sehnsucht nach der Kindheit, nach dem Primitiven, nach dem Unbewußten; die Ablehnung von aller mit dem Erwachsensein verbundenen Verantwortung und die Weigerung, Wachstum und Zeit einen Wert zuzuerkennen.“

Zur 750-Jahr-Feier der Kathedrale von Lichfield wurde 1946 „The Just Vengeance“ aufgeführt, „ein Mirakelspiel über die Ungenügsamkeit des Menschen und die Erlösungstat Gottes, vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Krise“, das sie

für ihr gelungenstes religiöses Drama hielt. Auch sei „The Emperor Constantine“, die Geschichte des ersten christlichen Kaisers, erwähnt, das der Bischof von Colchester für das „Festival of Britain“ 1951 in Auftrag gegeben hatte.

Blasphemie oder Indoktrination – ein provozierendes Hörspiel

1940 erreichte D. L. S. die schmeichelhafte Anfrage des ehrwürdigen BBC, für die beliebte Sendung „Sunday Children’s Hour“ eine Hörspielserie über das Leben Jesu zu schreiben. Mit dem Einakter „He That Should Come“ hatte sie bereits in dem Weihnachtsprogramm des Senders bewiesen, daß sie abseits von der verstaubten englischen Bibel-Syntax von 1611 die bewegende Geschichte der Geburt Jesu durch einen zeitgemäßen Sprachschatz realistisch in Szene zu setzen vermochte und das Ereignis in der Bethlehemer Felsenhöhle hautnah zu einer erschütternden Konfrontation mit dem Zuhörer werden ließ. Im Gegensatz zu der konventionellen Kuschel-Kitsch-Idylle anheimelnder Krippenspiele machte sie die sich abzeichnende Konsequenz des Kreuzesgeschehens der Passion Jesu auf dem Hintergrund der handelnden Personen mit ihren Ausflüchten und egoistischen Verstrickungen als Zielpunkt der Heilsgeschichte transparent.

Die Autorin nahm die Herausforderung an, stellte aber drei Bedingungen: Die Gestalt Christi sollte im Hörspiel selbst zur Geltung kommen, was dem seit Jahrhunderten herrschenden Gesetz, das die Darstellung Gottes auf der Bühne unter Strafe stellte, widersprach; es sollte eine moderne Sprachform gefunden und die realistische Darstellungsweise des vorausgegangenen Hörspiels beibehalten werden. Trickreich gab der Chefzensor, Lord Chamberlain, sein Plazet, daß Hörspiele mehr den gottesdienstlichen Schriftlesungen als Theateraufführungen entsprächen.

Und dann begann der Skandal, ausgelöst durch eine Pressekonferenz vor Ausstrahlung der ersten Folge von „Zum König geboren“ (Born to the King)⁴. Die protestantischen Pressure-Groups „Lord’s Day Observance Society“ und „Protestant Truth Society“ machten mobil, und sogar das ehrwürdige Parlament wurde in diesem Streit bemüht. Dieser wohl größte dramatische Erfolg von D. L. S. wurde von C. S. Lewis als „exzellent, wirklich äußerst bewegend“ gewürdigt und die Kritik „als dumm“ hingestellt, wenngleich der Einwand, nicht zuletzt wegen der positiven Wirkung des Werks, nicht von der Hand zu weisen war, wie einer auf weltanschauliche Neutralität verpflichtete öffentlich-rechtliche Sendeanstalt eine solche Propagierung des christlichen Glaubens gestattet sein könne. Eine „heilige“ Allianz von den Evangelikalen bis zu den Jesuiten lobte den bis Oktober 1941 laufenden Zwölfteiler, entgegen bigotter Ängste wegen angeblich blasphemischer Darstellung eines hehren Stoffs, die sich sogar vor der Verwendung vulgärer Cockney-Sprache-Floskeln und gestelztem Oxford-Akzent nicht scheute. – Wie sie dem zuständigen Rundfunkredakteur anvertraute, habe sie, um sich sachkundig zu

machen, ein ganzes griechisches Neues Testament „verbraucht“ und eine stattliche Bibliothek exegetischer Literatur zusammengekauft.

Angesichts der überkommenen parfümierten Jesus-Poetik liberal-psychologischer oder politisch-revolutionärer Provenienz stellt uns die englische Pastorentochter und Werbetexterin den Gottes- und Menschensohn Jesus in unsere alltägliche, geschichtliche Erfahrbarkeit so konkret vor Augen, daß wir uns ohne unsere eigene Pro- oder Contra-Entscheidung nicht aus der Affäre ziehen können: „Gott wurde hingerichtet von einem Volk, dem wir in beängstigender Weise gleichen, in einer Gesellschaft, die der unseren nur allzu ähnlich ist, in dem schon ein wenig überreifen, aber großartigsten und kultiviertesten Staat, den die Welt je gesehen hat, in einer für ihr religiöses Genie bekannten Nation und unter einer für ihre Leistungsfähigkeit bekannten Regierung. Er wurde hingerichtet durch das Zusammenwirken einer korrupten Kirche, eines unentschlossenen Politikers und eines wankelmütigen, durch berufsmäßige Agitatoren mißgeleiteten Proletariats. Seine Henker machten gemeine Witze über ihn, gaben ihm Schimpfnamen, peitschten ihn aus und hängten ihn an den Verbrechergalgen – eine Geschichte voll Blut, Schweiß und Dreck. Weder Herodes noch Kaiphas noch Pilatus noch Judas haben Christus jemals vorgeworfen, er sei ohne Saft und Kraft, diese letzte Schmach haben fromme Hände ihm angetan. Wenn man aus seiner Geschichte etwas macht, was keinen Menschen aufstacheln, entsetzen, erregen, begeistern kann, so heißt das, den Sohn Gottes abermals kreuzigen und an den Schandpfahl stellen.“

Dorfdepp mit klugen Fragen – die engagierte Essayistin

Unbekümmert nahm sie in Essays und Vorträgen zu einer Vielzahl politischer und sozialer, kultureller und theologischer Fragen Stellung. Ihre vermeintliche Amateurkompetenz ließ sie nicht entmutigen, denn: „Bischöfe geben ihre Meinungen über Wirtschaftsfragen bekannt; Biologen debattieren über Metaphysik; Unverheiratete halten Ansprachen über die Ehe; anorganische Chemiker über Theologie; die irrelevantesten Leute werden auf hochspezialisierte Ministerposten gesetzt; und schlichte, grobe Menschen schreiben an Zeitungen, daß Epstein und Picasso nicht zeichnen können.“ Da genüge es ihr, als „Village Idiot“ die Pflicht zu tun, „aufzupassen, daß von Zeit zu Zeit die richtigen Fragen gestellt werden, und der nicht aufhört, sie mit lauter blökender Stimme zu stellen, bis jemand davon Notiz nimmt. Der Irrtum (wenn ich es so nennen darf) vieler hervorragender Kirchenleute besteht darin, daß sie, statt einfach zu sagen ‚dies ist falsch; bringt es in Ordnung‘, sich zu Ratschlägen verpflichtet fühlen, wie es in Ordnung zu bringen sei. Dann fallen alle Sachverständigen über sie her und machen sie fertig.“

Es erschienen beachtliche Sammelbände, in deren Themen die englische Presse wie auch das leidliche Erziehungswesen, die Rolle der Arbeit in der modernen

Industriegesellschaft sowie der Gebrauch der Muttersprache angesichts der (bis heute) anzutreffenden Sprachverlotterung abgehandelt wurden. Literarischen Gestalten widmete sie Aufsätze, u. a. dem berühmten großen G. K. Chesterton, den sie „eine wohlthätige Bombe“ nannte, die viele schlechte Glasfenster aus der Kirche fegte und „frische Luftstöße hineinließ, in denen die toten Blätter der Leere tanzten“. Daß sie dabei ihrer Zeit voraus war, mögen ihre Aufsätze zur Frauenfrage als einen vorweggenommenen christlichen Feminismus belegen. („Vielleicht ist es kein Wunder, daß Frauen die ersten an der Krippe und die letzten am Kreuz waren.“) In einem Geburtstagssammelband mit dem Titel „In die Wirklichkeit entlassen. Unpopuläre Ansichten über Glaube, Kunst und Gesellschaft“⁵ werden Kostproben bleibender Aktualität vorgelegt.

Karl Barth war es, der im Spätsommer 1939 seine sonst nur eigenen literarischen Ambitionen dienenden „Arbeitsferien“ für eine Übersetzung zur Verfügung stellte, die zwar keinem Theologen, aber doch einer ernsthaften theologischen Sache gewidmet war. Ein Jahr zuvor hatte ihm ein schottischer Schüler das druckfrische Büchlein „The Greatest Drama ever staged“ geliehen und bei ihm die Verblüffung ausgelöst, daß die geschätzte Autorin, die ihm durch ihren Lord Peter in die englische Sprache einzudringen verhalf, sein ureigenes Metier kompetent durch eine souverän-frische Formulierungskunst und dabei noch witzig und originell zu behandeln wußte. Der große Kirchenvater unseres 20. Jahrhunderts sah sich zu einer ungewöhnlichen Übersetzung veranlaßt, die sein Schweizerdeutsch unverkennbar widerspiegelt. Verständnisfragen, die auch die frühchristliche Dogmenbildung nicht aussparten, und Erklärungsbedarf wegen des bei ihr in Anklängen vermuteten häretischen „Pelagianismus“ (Pelagius war ein aus Britannien stammender Mönch an der Wende des 5. Jahrhunderts, der lehrte, daß der Mensch aus eigener Kraft sein Heil wirken könne) auslösten, führten zu einem am 7. September 1939 begonnenen Schriftwechsel mit der „Kollegin“, der durch die einsetzenden Kriegswirren nicht erleichtert wurde und postwendend am 18. September 1939 mit einer umfangreichen Beantwortung – leider – einen vorzeitigen Abschluß fand⁶. Karl Barth darin u. a.: „Was heißt S. 47 walk over? Meine Lexika und auch meine englischkundigen Freunde versagen.“ Aber auch: „Aber Sie haben im übrigen – gerade auch im Verhältnis zu dem, was mir als britische Theologie sonst bekannt ist – soviel Richtiges und Wichtiges gesagt..., daß ich geneigt bin, gegenüber diesen theologischen Schönheitsfehlern Toleranz zu üben und das Meinige zu tun, daß Ihre Stimme auch in den interessierten Kreisen deutscher Sprache – soweit sie heute noch erreichbar sind – gehört wird.“ Die drei Essays über das Mysterium Jesu Christi in dem Osterereignis, die Dreieinigkeit Gottes und die bleibende Bedeutung des Gottessohns in seiner Menschwerdung als das eigentliche Drama der Weltgeschichte sind neben dem dokumentierten Briefwechsel eine amüsant-ernsthafte Verlockung, sich in das bedeutsame Herzstück des christlichen Glaubens einführen zu lassen.

Dante im Bombenkeller – die kompetente Übersetzerin

Sie bekannte sich zu ihrer großen „Charakterschwäche“: der „Leidenschaft, Gedichte zu übersetzen“. Schon in ihrem Studium beschäftigte sie sich mit dem Rolandslied, einer französischen Vorlage aus dem Anglonormannischen. Lesbarkeit, Genauigkeit und möglichst getreue Wiedergabe des Originals sah sie als wichtigste Kriterien einer guten Übersetzung an.

Ihr größtes, aber leider unvollendetes Werk ist eine Neuübersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“. Während eines Bombenangriffs 1944 nahm sie sie zum Zeitvertreib mit in den Luftschutzbunker, deren erster Teil mit dem bezeichnenden Titel „Inferno“ 1949 erscheinen konnte. Fasziniert von dem Danteschen Werk, das auf dem düsteren Hintergrund der höllischen Qualen die befreiende Wirklichkeit des Himmels um so klarer erstrahlen läßt, bekennt sie: „Es ist die Vision Gottes im Paradiso, auf die alles übrige in dieser Allegorie hinzielt.“

Ob sie sich in den theologischen Intentionen Dantes selbst wiederfand? Ihr Lobpreis gilt dieser Dichtung: „Wir müssen jeden Gedanken daran aufgeben, daß wir die Sklaven des Zufalls oder der Umwelt oder unseres Unterbewußten sind; jede vage Vorstellung, daß Gut und Böse lediglich relative Begriffe oder daß Verhalten und Meinung eigentlich nicht von Bedeutung seien; jede bequeme Überzeugung, daß, wie unbeholfen wir uns auch immer durch das Leben wursteln, zu guter Letzt doch alles irgendwie gut wird. Wir müssen zu glauben versuchen, daß der Wille des Menschen frei ist, daß er bewußt seine Wahl treffen kann und daß seine Wahl für die ganze Ewigkeit entscheidend sein kann. Denn die ‚Göttliche Komödie‘ ist das Drama eben dieser Entscheidung, die die Seele trifft. Sie ist kein Märchen, sondern eine große christliche Allegorie, deren Kraft von dem Schrecken und dem Glanz der christlichen Offenbarung herrührt.“

Auch wenn das dreibändige Werk, das noch bis heute fast jedes Jahr neu aufgelegt wird, unvollendet bleiben mußte – sie starb unerwartet am 17. Dezember 1957 in ihrem Haus in Witham an einer Thrombose –: D. L. S. macht deutlich, daß ihr weitgespanntes Lebenswerk eine einzige geniale Übersetzungsleistung war. Kriminalromane und Dramen, Hörspiele und Essays, alles war der Absicht zugeordnet, „die Menschwerdung Gottes in Christus in Worte zu übersetzen, die die Welt endlich wieder aufregen und zu einer Reaktion bewegen“ (M. Siebald).

ANMERKUNGEN

¹ M. Siebald, Dorothy L. Sayers (Wuppertal 1989).

² Gottes eigene Dichter (München 1965).

³ G. K. Chesterton, Sämtl. Geschichten um Father Brown, 5 Bde., neu übers. u. hrsg. v. H. Haefs (Zürich: Haffmanns 1993).

⁴ Erstmals mit der v. Hrsg. M. Siebald übers. Einführung der Autorin (Moers: Brendow 1990).

⁵ Hrsg. v. M. Siebald (Moers: Brendow 1993).

⁶ D. L. Sayers, Das größte Drama aller Zeiten. Drei Essays und ein Briefwechsel zwischen Karl Barth und der Verfasserin, hrsg. v. K. Stoevesandt (Zürich 1982).